

Das Zeitalter der Serientäter

VON WIELAND SCHWANEBECK

Bestimmt haben Soziologen ein Wort dafür: die Erfahrung, am Arbeitsplatz oder in der Familie ausgegrenzt zu werden, weil man nicht „Serie spricht“ – sich von Gesprächen ausgeschlossen findet, in denen die neuesten Plotwendungen aus „Homeland“ oder die blaublütigen Kabbalen aus „Downton Abbey“ thematisiert werden. „Serie“ spricht heute jeder, denn nicht nur in den Feuilletons wird seit geraumer Zeit die Auffassung geteilt, dass v.a. im Bezahlfernsehen heute die gescheitesten Erzählformate zu finden sind. Das Buch Mose im Zeitalter von HBO: Tony Soprano zeugte den Walter White, und Aaron Sorkins „West Wing“ zeugte „House of Cards“, und nicht nur die Programmdirektoren, sondern auch die Zuschauer sahen, dass es gut war.

Um dem Serienphänomen im Detail nachzuspüren und zugleich einen Grundstein für die Erforschung serieller Erzählformate an der TU Dresden zu legen, tagte im Fakultätsgebäude der Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaftler das erste Kolloquium des Forschungsverbundes „WeiterSehen – Dresdner Serienforschung“. Politologen, Medien-, Kultur- sowie Erziehungswissenschaftler u.a. fanden sich zusammen, um aus ihren jeweiligen Forschungsfeldern und mit ihrem individuellen methodischen Inventar Einblicke in die Arbeit mit Serien zu geben, zugleich aber fächerübergreifend ins Gespräch zu kommen. Wie verhandeln zeitgenössische Westernserien die Geschichte der Siedler im 19. Jahrhundert, fragten etwa die Amerikanistinnen Brigitte Georgi-Findlay und Angelika Köhler. Und wieso ist das US-Westernschema selbst für Science-Fiction-Serien wie den Reboot von „Battlestar Galactica“, dem sich die Literaturwissenschaftlerin Katja Kanzler widmete, so prägend? In anderen Blöcken der Werkstatt-Tagung diskutierte die Politikdidaktikerin Anja Besand die Möglichkeit, aktuelle Politshows wie

„Borgen“ oder „House of Cards“ in den Schulunterricht einzubinden, und las der Politikwissenschaftler Mark Arenhövel das Gangster- und Vorstadt-Epos „Breaking Bad“ als bitterböse Abrechnung mit dem seit Thatcher gepredigten radikalen Neoliberalismus. Olaf Sanders nutzte die eher kurzlebige Surfer-Serie „John from Cincinnati“ für eine theoretisch fundierte Fallstudie von Gilles Deleuzes Theorie des Bewegungsbildes, während sich Lars Koch der Konstruktion politischer Feindbilder im Paranoia-Thriller „Homeland“ widmete, die in den USA gar Einfluss auf die politische Stimmung zu haben scheint. Stefan Horlacher und Kollege klopfen den BBC-Hit „Sherlock“ auf seine Geschlechterentwürfe ab.

Bei aller Begeisterung für das phänomenale Tempo und den soziologischen Tiefenblick, die in den Serienformaten des 21. Jahrhunderts zu verzeichnen sind, wurden auch kritische Perspektiven aufgeworfen. Nicht selten besteht ein eklatantes Missverhältnis zwischen dem virtuoson Erscheinungsbild der Formate, die mitreißend geschrieben wie auch inszeniert und zudem mit herausragenden Akteuren besetzt sind, und der von ihnen verfochtenen erzkonservativen Politik und ihren archaischen Erzählmustern. Die spannendsten unter ihnen verweigern sich freilich einer eindeutigen Lesart und versammeln so ein Publikum aus allen Teilen der Bevölkerung wie auch des politischen Spektrums.

Wie es dem Forschungsgegenstand angemessen ist, soll das Kolloquium in Serie gehen. Die Hoffnung darf geäußert werden, dass es sich als zukunftsreicher Baustein im noch jungen Bereich Geistes- und Sozialwissenschaften an der TU Dresden entpuppen wird.

*Dresdner Neueste Nachrichten vom
5. November 2014*